



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fenstern und Decken, mit ihrer vollständigen geschmackvoll kostbaren Einrichtung den ganzen Begriff eines heiter üppigen, aber durch Geist und Kunst gehobenen Daseins, wie es der sienesische Bankfürst geführt haben mag, für den Peruzzi und Rafael das schöne Haus bauten und mit ihrem Pinsel schmückten. Wie sechzehn Jahre früher in Venedig, wo mir erst der völlig eingerichtete, Altes und Neues harmonisch in einander fügende Palazzo Giovanelli zur ganz lebendigen Anschauung eines venezianischen Patrizierlebens verhalf, ging es mir auch in den obern Sälen und Gemächern der Farnesina. Die reiche Schönheit der aus dem sechzehnten Jahrhundert überkommenen Wände und Decken, die phantasievolle Kraft und Anmut, der Farbenzauber der Sodomaschen Alexanderhochzeit, die unberührte Frische der wohlerhaltenen Darstellungen Peruzzis und Beccafumis, manche Ölgemälde, Meisterwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, stimmen überraschend gut und harmonisch mit dem neuern Prachtteppich, der durch alle gegen einander geöffneten Gemächer hindurchgeht, mit den reichen Seidenstoffen der Sitze, mit den tausend Einzelheiten des modernen Lebensbedürfnisses zusammen. Es leidet keinen Zweifel, daß die ursprünglichen Besitzer weniger Komfort besessen haben, als die gegenwärtigen Bewohner, aber die neuere Einrichtung wird nirgends stilllos und stört die Bilder vergangener Tage nicht, die aus Säulen und Simsen, aus Fenster- und Thürrahmen für jeden Beschauer hervortreten, ja sie hilft diese Bilder unmittelbarer und farbiger gestalten, indem sie den Hauch der Kühle und Öde verstreucht, der um so viele der verfallenen und verlassenen Bauten schwebt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reform der höhern Schulen. Wie man im ersten Drittel der siebziger Jahre wöchentlich einigemal eine Münz- und Währungsbrochure zu lesen bekam, so werden uns jetzt die Broschüren über Gymnasialreform, Berechtigungsfragen, „Bifurkation“ und ähnliches in Fülle dargeboten. Die Sache ist nur insofern ungleich, als die Münz- und Währungsfrage ihre besondern Schwierigkeiten hat, und nicht leicht jemand darüber schreiben konnte, der nicht die erforderlichen Studien gemacht hatte; über die Schulreform dagegen glaubt jeder ein Urtheil zu haben, der einmal vor langen Jahren eine höhere Schule besucht hat, namentlich wenn ihm später im Leben einmal Kenntnisse gefehlt haben, von denen seine Freunde, die in modernen Anstalten gebildet waren, schon etwas gehört hatten. Denn wie man bald bemerkt, gehen die Wünsche, die die Reform kennzeichnen,

auf Abänderung der Gymnasien, der ältesten Anstalten im höhern Schulwesen. Und selbst die Freunde des Gymnasiums sind zu den Reformern zu rechnen, nur daß sie glauben, ihre Wünsche dienen zum Besten des Gymnasiums und gäben nur Unwesentliches auf. *) Es ist damit noch nicht ganz sicher, daß die Reform der Gymnasien notwendig einem allgemeinen Bedürfnis entspreche, denn eine häufige Erfahrung zeigt, daß eine Zeit lang ein populärer Schwindel auch ernste Männer mit fortreißt, besonders wenn geachtete Autoritäten das Beispiel geben. Eine solche Autorität ist z. B. das preußische Unterrichtsministerium, das im Jahre 1882 den Gymnasien ziemlich starke Veränderungen im Sinne moderner Reform aufgedrückt hat. Über die Wirkungen dieser Reform steht das Urteil noch nicht fest. Der moralische Eindruck aber war groß, und wie die getroffenen Änderungen Wirkung der Zeitrichtung waren, die sich in Broschüren, Vereinsagitationen, Abgeordnetenhäusern kundgegeben hatte, so ist sie auch Ursache von noch weitern begehrliehen Reformwünschen und energischem Agitationen geworden. Man kann sagen, daß aus den Kreisen, die das angeblich veraltete Gymnasium nur reformieren wollen, auch Stimmen erklingen, die schon mehr auf revolutionäre Vernichtung ausgehen. „Weg mit Latein und Griechisch!“ ist ein Broschürentitel, der sehr deutlich ist.

Lange Zeit thaten die Gymnasien, als die im Besitz befindlichen — im Monopolbesitz, wie die Reformen sagen — nichts, um sich in der Presse zu verteidigen. Erst in der letzten Zeit meldeten sie sich auch zum Wort, eigentlich zu spät. Als die Heidelberger Erklärung für die Beibehaltung des Gymnasiums in seinen wesentlichen Zügen unterschrieben wurde, war diese moderne Methode des gelehrten Plebiszits schon in viel eifrigerer Weise von den Reformern befolgt worden. Die „Tägliche Rundschau“ mit ihrem Redakteur Lange, die akademische Vereinigung (Küster, Dr. med.), Ingenieurvereine und Herr E. von Schenkendorff, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses u. s. w. hatten an den Kultusminister ein Ansuchen gerichtet, eine große Reformenquete zu veranstalten. Diese Petition wurde mit ihren 22 000 Unterschriften dem Minister vorgelegt. Von dem Eindruck, den sie auf diesen machte, verlautete nur, daß der Minister mit allgemeinen Reformwünschen nicht zufrieden war, sondern bestimmte Vorschläge erwartete, die sodann auch aufgesetzt wurden, aber viel weniger Unterschriften fanden. So um geringer Ursachen willen trat eine große Zahl der Fortgeschrittensten zu einem Verein zusammen, der den Namen „Neue deutsche Schule“ führt und dem ältern Verein arg mitspielte. Inzwischen war die Heidelberger Erklärung für die Gymnasien auch allmählich verbreitet worden. Ein General kann nicht eifriger Zahl und Wert seiner Gefangenen feststellen, als die Reformen im Stile der Realschulmänner die Zahl und den Wert der Unterschriften unter den entgegengesetzten Erklärungen verglichen und abwogen.

Die von den Reformern gewünschte Enquete soll auf Befehl des Kaisers noch in diesem Vierteljahr stattfinden. Die Fragebogen sind festgestellt, vielleicht schon abgeschickt. In dem Gefühl, daß möglicherweise viel ererbtes Gut könne preisgegeben werden, haben neunundsiebzig Professoren in Halle noch einmal für das bisherige humanistische Gymnasium das Wort ergriffen. Sie haben von der schon gewährten Zulassung der Realschüler zu dem Studium der Naturwissenschaften, der Mathematik und neuern Sprachen schon einen Nachteil der Universitätsstudien ver-

*) Zu diesen „Reformern“ zählen bekanntlich auch die Grenzboten; sie geben aber gern, wie in allen wichtigen Streitfragen der Gegenwart, auch andern Stimmen Raum. D. Red.
Grenzboten III 1890

spürt. Sie fürchten, daß sich dieses Übel vergrößere, denn in den Forderungen der Reformen findet sich stets die eine: „Gleichberechtigung der Realgymnasien und der humanistischen Gymnasien.“ Von dem Standpunkte der Universitäten kämpft auch Professor Jürgen Bona-Meyer in maßvoller Weise gegen die extremen Reformer.

Es ist nun gewiß gut, sich darüber klar zu werden, welche Folgen das Verlassen des humanistischen altklassischen Gymnasiums für die Universitäten Deutschlands haben werde. Aber der Kern der Sache bleibt doch die Frage nach der Gestaltung der Mittelschule selbst. Wie diese Frage von der bevorstehenden Enqueteversammlung für den größten Staat des deutschen Reiches beantwortet werden und wie weit der Minister von Gossler darauf eingehen wird, kann man noch nicht wissen. Vieles trifft zusammen, um die Sache des humanistischen Gymnasiums zu gefährden. Einmal der Umstand, daß die Vertreter des Gymnasiums selbst ihrer Sache nicht mehr sicher sind. Sollte man nicht denken, daß das militärische Prinzip, im Angriff liege die beste Verteidigung und erst nach erlangtem Siege dürfe man Zugeständnisse machen, auch für ihr Gebiet gelte? Sollte es jetzt Zeit sein, wie es Professor Schreyer in Schulpforta und lange vor ihm schon die Mehrheit der Direktorenversammlung einer Provinz mit ihren Schulräten gethan hat, den lateinischen Aufsatz fallen zu lassen? Man sagt wohl, ein solches Nachgeben sei gut, um wesentlicheres nicht zu gefährden, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, mit dieser Zuborkommenheit könne man den Gegner entwaffnen. Er sieht darin nur das böse Gewissen der altmodischen Herren. Auch sonst ist mancher ungünstige Umstand den Gymnasien im Wege, vor allem die Abneigung an hohen Stellen. Früher war die „Radettenhausbildung“ der Popanz, den die Opposition als wirksam beständig heraushängte, seit einigen Monaten, seitdem ein hohes edles Wort sie zum ersten Beispiel einer Reform gemacht hat, ist das nicht mehr möglich. Es war eine populäre Maßregel, als ein Königssohn seine Söhne einem Gymnasium und einem Realgymnasium anvertraute. Aber das Gymnasium scheint es viel weniger als das Realgymnasium verstanden zu haben, seinem hohen Zögling eine dauernde Wertschätzung der klassischen Anstalten mit ins Leben zu geben. Wie das gekommen ist, ist kein Gegenstand der Forschung, aber die Thatsache wirkt jetzt mit unter den Mächten, die sich gegen das humanistische Gymnasium vereinigen.

Der Herr Minister von Gossler hat mit Recht hervorgehoben, das größte Unglück sei, in dieser Reformsache etwas zu überstürzen, und gesagt, daß das, was die preußische Verwaltung auszeichne, der stetige Fluß in der Schulgesetzgebung sei; es sei viel leichter, einmal eine kleine Stagnation zu ertragen, als einen falsch geleiteten Fluß. Seitdem es bekannt geworden ist, daß schon mehr als 344 verschiedene Reformpläne im Schulwesen dem Ministerium eingesandt worden sind, drückt sich auch das Abgeordnetenhaus etwas zurückhaltender aus. Die Realschulmänner sind betrübt über die Zähigkeit des Ministers, von dem sie viel gehofft hatten. Aber sie hoffen weiter, und wer die parlamentarischen Parteien in ihrer Unberechenbarkeit kennt, kann auch die Verehrung, die das Zentrum den Gymnasien entgegenbringt, nicht sehr hoch anschlagen, denn die Abneigung des Zentrums gegen den Kultusminister ist groß, und wenn diese Herren ein „freies,“ d. h. kirchliches Gymnasium bekämen, würden sie bald offenbaren, was ihnen das Staatsgymnasium wert ist.

Trotz aller augenscheinlichen Schwierigkeiten, in denen sich das humanistische Gymnasium befindet, bekennt sich die neue Zeitschrift: „Das humanistische Gym-

nasium" (Heidelberg, Carl Winter) zu einer entschieden vertrauensvollen Auffassung und würde „an deren Richtigkeit auch dann nicht irre werden, wenn die nächste Zukunft hier und dort einer entgegen gesetzten Strömung gehören sollte. Die Phrase von der Überlebtheit der humanistischen Bildung ist für uns bedeutungslos, so lange, was sich »überlebt« hat, so hervorragende Leistungsfähigkeit zeigt. Auch von einem ungleich Höhern, der christlichen Religion, haben wir, haben bereits frühere Geschlechter gehört, sie habe sich überlebt. Es ist oft gesagt worden, daß die Grundlagen der Stärke Deutschlands sein Heerwesen und sein Unterrichtswesen seien. Ist dieser Satz nicht zur Hälfte eine Unwahrheit, so liegt der Fortschritt auch für das Gebiet der Schule auf dem Wege der sorgsamten Weiterentwicklung dessen, was wir besitzen, nicht auf dem Bruch mit der Vergangenheit, und wir möchten vertrauen, daß*) Deutschland die Bahn des wahren Fortschritts auch nicht zeitweise verlassen wird.“ So sagt Direktor Uhlig in Heidelberg. Seine Wünsche teilen wir vollkommen, aber sein Vertrauen geht über das hinaus, was wir für wahrscheinlich halten. Wenn einmal in einer Zeit ein vielversprechendes Prinzip, von begeisterten Männern gestützt, die allgemeine Meinung ergreift, so ist eine theoretische Kritik vergeblich. Man erinnere sich nur des Freihandels, der von England her zu uns herüber drang. Alle Katheder priesen ihn. Wir hätten ihn noch, wenn nicht die bittere Not zur Umkehr gezwungen hätte, und wenn sich nicht der Kanzler gefunden hätte, der die Theorie geringer schätzte als der „Fachmann“ Delbrück. So werden wir wohl auch auf dem Gebiete der Schulreform durch Schaden klug werden müssen. Es ist nicht jedem gegeben, die Fäden, die unsre Volksbildung mit unsrer höhern Bildung und diese mit dem Altertum verknüpfen, zu sehen und ihren Wert zu empfinden. Man kann sie daher leugnen. Aber auf die Dauer geht das nicht. Nur vorläufig werden wir die vom „Zeitgeist“ aufgedrängten Experimente mit unsrer höhern Schulen machen. Dann wird die Neue von selbst kommen, wie sie sich schon jetzt in Skandinavien und Frankreich in Betreff des so gepriesenen einheitlichen Unterbaues der höhern Schulen meldet. Man könnte die Schulerperimente, wenn sie sich auf einzelne Stationen beschränkten, recht interessant finden. Handelt es sich aber um allgemeine Maßregeln, so ist es doch gut, daran zu denken, daß es Menschen sind, an denen man experimentiert, nicht irgend ein corpus vile.

Es ist unmöglich, bei dieser Gelegenheit eine genügende Übersicht über die wichtigsten Fragen zu geben, die in Rede stehen. Nur einige Andeutungen sollen darüber gegeben werden. Ein Punkt ist die oft behandelte Frage, ob es in der That eine „formale Bildung“ gebe, sodaß eine längere Beschäftigung des Geistes mit einer Art von Begriffen und Urteilen und ihres Zusammenhangs diesen Geist für alle verwandte Arten von Begriffen befähige und stähle. Eine Unterfrage ist, ob, wenn man diese Frage bejaht, die Beschäftigung mit neuern Sprachen dafür daselbe leiste, wie die mit den klassischen, wobei sich dann wieder Unterfragen über die pädagogische Durchdringung der gemeinten Sprachen einstellen. Denn es könnte ja sein, daß die neuern Sprachen noch nicht so schulmäßig bearbeitet wären wie die alten. Es kommt nach der bisherigen Vorliebe, die Dinge nach ihrem eignen Wesen zu betrachten, überhaupt in Betracht, welchen Bildungswert die verschiedenen Unterrichtsgegenstände haben. Aus diesem Gesichtspunkte ist Paulsen bemüht, auch für die modernste Schule nachzuweisen, daß sie nicht in

*) „Ich vertraue, daß“ — ist modernes Undeutsch. Lernt deutsch schreiben, nicht Lateinisch!
D. Red.

dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet, sondern in dem sprachlich-historischen ihren eigentlichen Wert habe, ganz im Einklang mit Voltaire, Herbart, Mager u. a.

Von allen diesen schwierigen, zum Teil nicht ganz lösbaren Fragen wendet sich die Reform meist ganz ab. Und wenn sie auf Sonderlinge stößt, die noch daran hängen und z. B. sorgfältiger forschen, in welchen Proportionen die drei großen Gebiete, die kein Gebildeter nach der Meinung der Alten entbehren kann: Gott, Mensch und Natur, verbunden werden sollen, so findet sie das eher spaßhaft und legt lange Listen vor, daß junge Leute, die kein Griechisch und wenig Latein getrieben haben, ganz vorzügliche Leistungen in verschiedenen Lebensstellungen aufzuweisen haben.

Aber auch das ist noch zu umständlich für andre. Sie sagen einfach, daß die deutsche Kultur seit 1870 und schon früher so viel technische, politische und volkswirtschaftliche Fortschritte gemacht habe, daß auch die höhern Schulen unmöglich von diesen Umwälzungen unberührt bleiben könnten. Es wäre vielleicht der Beweis dafür wünschenswert, warum die Schüler schon mit diesen Errungenschaften behelligt werden sollten; früher hielt man dafür, daß der künftige Beruf noch kein Recht habe, den Stoff des Unterrichts zu bestimmen, selbst die Realschulen sollten allgemeine Bildung vermitteln. Man hielt schon deshalb daran im ganzen fest, weil man im andern Falle Überbürdung zu fürchten hätte. Ganz recht, sagt der Gegner, nur keine Überbürdung, aber die verhüten wir am besten, wenn wir die schwierige griechische Sprache ausscheiden, um den modernen Gegenständen mehr Raum zu gönnen, die, wenn sie nach der Schulzeit erst eintreten, nicht rechtzeitig zu Gebote stehen. Das heißt aber eben die allgemeine Bildung aufgeben, um Spezialschulen für das bürgerliche Leben zu schaffen.

Allerdings muß es ja nach den Mitteln und den sozialen Verschiedenheiten der Eltern Abstufungen der Schulzeit und der Schulziele geben. Die Volksschule entläßt mit dem vierzehnten Jahre und muß darnach ihre Einrichtung treffen. Eine Schule, die mit dem sechzehnten Jahre entläßt, muß von vornherein anders eingerichtet sein. Wenn man diese Einrichtung so bezeichnet, daß sie eine „abgeschlossene“ Bildung geben müsse, so ist dieser Ausdruck ganz unbrauchbar, denn es giebt keine abgeschlossene Bildung, aber man meint etwas Nichtiges damit. Eine Schule, deren Kursus so umfassend ist und so hohe Ziele verfolgt, daß neun Jahre für sie erforderlich sind, kann nicht genau, auch nicht zwei Jahre lang, mit einer andern übereinstimmen, die ihre Aufgabe in sechs Jahren zu lösen hat. Man kann sich darum denken, wie spaßhaft die Vorstellung dem wirklichen Pädagogen vorkommt, eine sechsjährige Schuleinrichtung allen vorzuschreiben, die höhere Bildung suchen, und nach diesen sechs Jahren erst die Verschiedenheiten der Bedürfnisse in einer neuen dreijährigen Schule zu befriedigen. Dieser gemeinsame Unterbau ist nicht aus einer pädagogischen Erwägung hervorgegangen, sondern aus rein praktischen Verlegenheiten. Die Eltern möchten ihre Entschlüsse über die ganze Ausbildung des Sohnes nicht schon in seinem neunten Jahre fassen, nachdem er erst drei Jahre erprobt worden ist, sondern sechs Jahre später; dann hoffen sie des Sohnes Fähigkeiten und Anlagen und ihre eignen finanziellen Kräfte genauer abwägen zu können. Diese Aufschiebung ihrer Entschlüsse um sechs Jahre ist aber nur zum geringen Teile möglich, wenn gleich von vornherein die Bildungsarten der Schulen auseinander gehen. Daher der Wunsch einer einheitlichen Grundlage. Die Realschulmänner, denen der Gedanke des Unterbaues wohl angehört, konnten sich damit nicht befreunden, denn wenn man eine solche sechsjährige Schule für alle

einrichten wollte, könnte von fremden Sprachen nur Französisch und Englisch in Betracht kommen. Das Gymnasium konnte sich seiner Natur nach mit dem modernen Umbau und Unterbau in keiner Weise vertragen. Vielmehr war der Gedanke, in den neuen drei Jahren das Lateinische und Griechische anzufangen und zu vollenden, so absurd, daß auch die Anhänger des modernen Unterbaues sich zu einem frühern Anfang des Lateinischen in Nebenstunden als zu einem notwendigen Zugeständnis bequemen. Die ganze Sache hat, wie gesagt, pädagogisch keinen Sinn.

Anders ist die Annäherung von Schuleinrichtungen, die von vornherein auf eine gleiche Höhe der Reife mit gleich viel Jahreskursen eingerichtet sind. Hier kann wohl von einem gewissen Punkte an nach englischem Ausdruck eine greek side und eine modern side auseinander gehen. Und damit ist das Problem der „Bifurkation“ oder Gabelung angeschlagen, das so viele Vorschläge veranlaßt hat. Wir können nicht auf das Einzelne eingehen, aber es ließe sich z. B. wohl denken, daß von Obersekunda an für die künftigen Mathematiker, Naturforscher, Mediziner sich das Lateinische auf Virgil und Horaz (in zwei Stunden), das Griechische auf Homer und Sophokles (zwei Stunden) beschränkte, die andern dadurch gewonnenen zwölf Stunden dagegen modernen Gegenständen, Chemie, Mathematik und den neuern Sprachen gewidmet würden.

Wesentlich vereinfacht werden würde die Reformfrage, wenn die Einjährigen-Berechtigung, wie es der Herr Minister von Gofler in Aussicht gestellt hat, mit den Schulen nichts mehr zu thun hätte. Es ist gut, daran zu erinnern, daß der Unterrichtsminister niemals ein Interesse daran gehabt hat, die Einjährigen-Berechtigung an die Reife für gewisse Klassen zu knüpfen. Nur der Kriegsminister legte Wert darauf, Reserveoffiziere zu haben, die ihre Bildung einem länger dauernden, streng geordneten Bildungsgange verdankten, nicht einer künstlichen Schnellfabrikation. Wenn das nun anders geordnet werden kann, so wird eine Entlastung der neunjährigen Anstalten wohl die Folge sein. Aber man muß die Verfügung über den wichtigen Punkt abwarten. Hoffentlich wird die Folge sein, daß weniger junge Leute den Staatsdienst aufsuchen, und daß dagegen die rein modernen (lateinlosen) höhern Bürger Schulen mit ihren sechs Jahreskursen immer häufiger werden. Sie sind die eigentlichen Bildungsstätten des Bürgerstandes, dem es zu gönnen ist, daß er für seinen immer wichtiger werdenden Beruf die talentvollen Söhne selbst behält und sie nicht so häufig wie bisher in eine scheinbar höhere Bahn drängt, wo sie ihre besten Jahre verlieren und sich unglücklich fühlen.

Deutsche in Treviso. Den Spuren einstiger deutscher Ansiedelungen im Auslande nachzugehen, ist meistens ein etwas wehmütiges Vergnügen. Ohne Gefahr, übertriebener nationaler Eigenliebe geziehen zu werden, darf man behaupten, daß die Deutschen, die sich in frühern Zeiten auf fremdem Boden niederließen, wohl ein reichlicheres Brot suchten, als die Heimat ihnen gewährte, aber nicht ihn ausfogen, sondern ihn in dem einen oder dem andern Sinne kultivirten, also dem Lande, das sie aufgenommen hatte, das Empfangene vergalteten; daß, wenn sie ihre Eigenart bewahrten, dies nur dann geschah, wenn sie sich einer noch auf niederer Stufe stehenden Bevölkerung gegenüber befanden, wie in den Ländern des Ostens, in andern aber sich nur zu rasch entnationalisirten. Noch heute, wie wenige kehren, nachdem sie in der Fremde den Lohn für ihre Arbeit eingeheimst haben, in das Vaterland zurück, welche ungezählten Scharen gehen fort und fort in einem andern Volkstum auf! In allen Fällen aber werden sie wie lästige Eindringlinge, wie

Ausbeuter angesehen, während andre, die dem gastlichen Lande keine wirkliche, keine uneigennützigte Leistung bieten, sich aller Wohlthaten des Gastrechtes erfreuen, wohl gar am geschäftigsten gegen die „Fremdlinge“ schüren.

Wie es unsre östlichen Nachbarn den deutschen Einwanderern danken, daß sie den Boden mit ihrem Schweiß gedüngt, Gewerbe und Handel gehoben, geordnete Gemeinwesen und Rechtspflege begründet haben, das ruft uns jeder Tag ins Gedächtnis. Anders liegen die Dinge im Südwesten. Das *Morte ai Tedeschi* galt ja weniger den in Italien angefessenen Deutschen, als den die Fremdherrschaft behauptenden Soldaten und Beamten, denen oft genug das Deutschtum recht fern lag, und der Ruf ist daher längst verstummt, die irredentistischen Narren feiern den Meuchelmörder Oberdank, ohne sich an dem Klang seines Namens zu stoßen. Aber auch dieses Beispiel erinnert daran, wie geringe Widerstandskraft das germanische Element dem romanischen entgegensetzt. Wir beklagen nicht, daß die Bevölkerung Oberitaliens, vor allem der Lombardei, so viel deutsches Blut aufgenommen hat, und der höhergebildete Italiener verkennt nicht, von welchem Nutzen für das ganze Königreich dieser so viele Jahrhunderte hindurch kaum jemals unterbrochene Zufluß ist. Dennoch kann man sich des oben bezeichneten Gefühls nicht ganz erwehren, wenn uns wieder einmal gezeigt wird, wie deutsche Hände mitgearbeitet haben, um italienische Städte wohlhabend und mächtig zu machen.

So hat Henry Simonsfeld, dem wir das schöne Werk über den *Fondaco dei Tedeschi* verdanken, unlängst in den Abhandlungen der Bairischen Akademie der Wissenschaften nach einer im Germanischen Museum befindlichen Handschrift die Statuten einer *Schola Theotonicorum* (d. h. einer Vereinigung der in einer Stadt lebenden Deutschen zur Pflege der guten Sitte und der christlichen Nächstenliebe, also zur Erfüllung eines Teiles der Aufgaben der zünftlichen Verbrüderungen, aber nur dieses einen Teiles und ohne Rücksicht auf den Beruf der Mitglieder) zu Treviso, die von dem venezianischen Podestà im Jahre 1440 bestätigt worden sind, sowie das mehr als zwei Jahrhunderte umfassende Mitgliederverzeichnis veröffentlicht. *) Der Entdecker der Handschrift, Professor von Zahn in Graz, hatte allerdings schon vor neun Jahren einen Aufsatz über sie in einer Wiener Wochenschrift erscheinen lassen, doch scheint dieser wenig bekannt geworden zu sein, und das Dokument ist, wie Simonsfeld mit Recht bemerkt, interessant genug, um eine vollständige Herausgabe zu rechtfertigen.

Treviso ist jetzt eine ziemlich stille Stadt, es hat wie Venedig, Verona und so mancher andre Ort die Verwirklichung des Einheitsgedankens teuer bezahlt. Der große Strom der Reisenden läßt es links (oder rechts) liegen, denn so viel Schönes es auch dem Kunstfreunde zu zeigen hat, so gehört es doch nicht zu den Städten, die „man gesehen haben muß,“ folglich würde man dort nicht Halt machen, selbst wenn es ohne Umweg zu erreichen wäre. Dafür hat es eine reiche Vergangenheit, die Simonsfeld mit Auscheidung alles Sagenhaften an uns vorüberführt. Da es 1107 im Bunde mit Ravenna und Padua gegen Venedig im Kriege war, muß es damals schon eine ansehnliche Stellung eingenommen haben, wofür auch zeugt, daß etwa sechzig Jahre später Kaiser Friedrich I. sich bewogen fand, durch Aufhebung von allerlei Maßnahmen seiner Reichsboten die Unabhängigkeit der Stadt von Kaiser und Reich zu bestätigen und sie so an seine Partei zu binden. Kultur-

*) Eine deutsche Kolonie zu Treviso im spätern Mittelalter. München, 1890. In Kommission bei G. Franz.

geschichtlich ist besonders von Interesse, daß er die Errichtung von Kaufhallen auf den Straßen gestattete. Sein Zweck wurde freilich, wenn überhaupt, nur für sehr kurze Zeit erreicht, wogegen die Stadt die Unterwerfung aller benachbarten Städte, geistlichen und weltlichen Herren unter ihre Oberhoheit durchsetzte. Der Verfasser hebt hervor, daß in dieser Glanzzeit Trevisos nach und nach die Bezeichnung „Markt Verona“ der neuen „Trevisaner Markt“ (Marchia Tarvisina) wich, was in der That am besten die damalige Bedeutung der Stadt bezeugt. Ein überaus glänzendes Fest im Jahre 1214 bildet gewissermaßen den Abschluß dieser Periode. Tausende von Fremden sollen sich eingefunden haben, um zu sehen, wie im Geschmacke der Zeit die schönsten Edelfrauen aus der ganzen Markt eine mit kostbaren Geweben und Pelzwerk bekleidete hölzerne Burg gegen vornehme Jünglinge verteidigten; die Kämpfer trugen anstatt der Helme goldne, mit Edelsteinen geschmückte Kränze, und als Wurfgeschosse dienten Blumen, Früchte, Gewürze u. dgl. m. Aber ein Streit zwischen Venezianern und Paduanern machte nicht nur dem Feste ein jähes Ende, sondern führte zu langen Fehden, in die die übrigen Städte der Markt verwickelt wurden; dann folgten die bösen Zeiten Gzzelins da Romano, der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen, die hier die Weißen und die Roten hießen. Treviso wurde bald von den Camino, bald von Statthaltern Friedrichs von Österreich, bald von den Scaligern regiert, bis Martino della Scala es 1339 an Venedig abtreten mußte. Kaufen in diesen Stürmen hatte es benutzt, um eine Hochschule zu gründen und sich von Friedrich beständigen zu lassen.

Der Verfasser betont die Wichtigkeit dieser Erwerbung Venedigs in politischer, wirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung. Sie eröffnete der Republik den Weg zu den Gebietsausdehnungen auf dem Festlande und damit zur Stellung einer europäischen Großmacht, sie brachte ihr eine schon reich entwickelte Industrie zu und sicherte ihr die Handelsstraßen nach Deutschland über Belluno-Ampezzo und über Trient. Allerdings kam Treviso noch einmal für kurze Zeit an Leopold von Österreich und durch diesen an Francesco Carraro, wurde aber 1388 wieder venezianisch, um es fortan zu bleiben.

So viel zur Geschichte der Stadt. Politische und Handelsverbindungen machen es begreiflich, daß frühzeitig in ihr Deutsche angetroffen werden; schon 1184 erscheint ein Deutscher als Zeuge. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts werden zahlreiche Deutsche und Friauler erwähnt, die im Gefolge des Grafen Heinrich von Görz, des damaligen Kapitäns der Stadt, nach Treviso gekommen sein und in der Contrada der Augustinerkirche gewohnt haben sollen, darunter mehrfach Gastwirte, was an die unter allen Himmelsstrichen zu findenden deutschen Kellner erinnert. Später kommen deutsche Söldner und Söldnerführer im Dienste Venedigs, deutsche Kaufleute, ferner deutsche Tuchscherer, die ihren Landsleuten das nach Venedig einzuführende Tuch bearbeiten mußten.

Die mehrerwähnte, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Handschrift enthält nun außer den in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßten Statuten (deren erster Paragraph lautet: „Prohemium in regula fratrum Theotonicorum civitatis Tarvisii que proprie dicitur scola sancti Antonij de Padua ordinis fratrum minorum. — Cyn anvang in der regel der deuthse pruderscaafft dez heyligen herren sand Antonij von Padaw in der stat czu Terveys“) und dem Mitgliederverzeichnis verschiedene Dokumente, vor allem die von dem Podestà am 8. Februar 1440 ausgefertigte Bestätigung der Statuten der scola noviter incoata, woraus sich die Zeit der Gründung mit einiger Sicherheit ergibt. Als Vertreter der Bruderschaft wird da ein Kürschner Meister Hanzelinus genannt. in dem

Simonsfeld ohne Zweifel richtig den „Hursner Maistr Hans von Wien“ vermutet, der im Mitgliederverzeichnis an zweiter Stelle erscheint. Ihm geht voran der Färber Anton von Padua, und zunächst folgen ein Wirt aus Basel, ohne Bezeichnung des Gewerbes ein Salzburger und ein Baseler, ein Vater aus Nürnberg, ein Schuhmacher aus Schweidnitz u. s. w. Als letzter hat sich in die Liste unter Nummer 456 der Wirt Hans Stadler aus Mattray (Matrei, ein in Österreich mehrfach vorkommender Ortsname) eingetragen am 30. November 1680.

Wie es in der Natur der Verhältnisse liegt und auch durch die Sprache bestätigt wird, lieferten die bairischen und die österreichischen Gebiete den stärksten Bezug. Doch fehlen, soweit sich die Ortsnamen mit Sicherheit deuten lassen, auch Württemberger, Badener, Schweizer, Elsässer, Rheinländer, Westfalen, Niederländer, Sachsen, Franken und einzelne Wanderlustige aus Hannover, Mecklenburg, der Mark Brandenburg, West- und Ostpreußen, Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen und Rußland nicht. Größere Schwierigkeit macht die Zuteilung an die verschiedenen Beschäftigungen, da bei mehr als der Hälfte der Mitglieder eine solche nicht angegeben und manche Bezeichnung unverständlich ist. Immerhin zeigt sich, daß so ziemlich für alle Leibes- und Lebensbedürfnisse innerhalb der deutschen Kolonie gesorgt war (sogar ein Orgelmacher wird genannt), und von elf deutschen Gasthäusern erfahren wir die Schilder: zum Hirschen, zur Leiter, zum Schwert, zum Mohrenkopf, zum Engel, zum Ochsen, zur Rose, zum weißen Löwen, ad peregrinum, zum heiligen Georg, zum Siegel.

So anziehend es wäre, wir können dem Herausgeber doch an dieser Stelle nicht in allen seinen gründlichen Untersuchungen folgen. Wie in allen frühern Zunftordnungen ist auch in der Regel der deutschen Bruderschaft zu Treviso das Hauptaugenmerk auf die gegenseitige Fürsorge, Pflege der Kranken, Erweisung der letzten Ehren für Verstorbene (deren Namen in der Liste nicht gelöscht, sondern mit einem Ringlein und einem Kreuze darin versehen werden soll, damit sie nicht „also schier vergessen“ werden von den Brüdern, sondern „eyn lange ezeit“ bleiben), Aufrechterhaltung eines ehrbaren Wandels, Verhütung von Ausschweifungen (Würfelspiel u. a. m.), Bestrafung des Diebstahls gerichtet. Der wöchentliche Beitrag von einem Schilling heißt Schulrecht. Wir müssen uns damit begnügen, auf die kulturgeschichtlich und sprachlich hochinteressante Schrift selbst zu verweisen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig